



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Elking, M. v.: Wunde Stellen im französischen Heer. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ernste Männer, um ihr als Sittenprediger, Satiriker und Publicisten den Spiegel vorzuhalten: Geiler von Kaisersberg, Sebastian Brant und Jakob Wimpfeling! Ähnliche Charaktere von gleicher Strebelust, von gleichen Absichten; sie und der Individualismus fördern die Kritik, die Forschung und damit die — Reformation. Capito, Zell und vor Allen Bucer, haben die letzteren in Straßburg durchgeführt, die beiden Sturm in großartiger Weise dazu beigetragen, sowie zur Bildung des Volkes, zur Hebung des Schulwesens u. s. w. — es ist einer der schönsten Abschnitte des Buches von Lorenz und Scherer, in dem jener Männer Arbeit und Leben betrachtet und gewürdigt wird. Nach Allem, was über diese Zeit schon geschrieben wurde, lesen wir hier doch vorzugsweise Neues, Anregendes, begegnen wir durchweg großen Gesichtspunkten. Ein Auszug ist da völlig unmöglich — es sind Bilder von einer Frische und Wahrheit, die man eingehend betrachten muß, um vollen Genuß zu haben. — Und mit der Aufforderung für unsere Leser sich diesen Genuß zu verschaffen, mag dieser kurze Bericht schließen. — Aus Oestreich, von östreichischen Männern, ist das treffliche Buch ausgegangen, ein warmer Händedruck ist es den wiedergewonnenen Brüdern entgegengebracht, — ein tröstlicher Beweis, wie rein und werdelustig der deutsche Geist im Elsaß stets gewesen, ein Beweis aber auch, wie stark und mächtig er noch in den Deutschösterreichern lebt und webt. Ein vornehmes Weihnachtsgeschenk für Deutschlands Literatur ist dies Buch, das uns Kunde gibt von dem Wesen und der Bedeutung jener uns so lange entfremdeten Lande, die durch Gottes Fügung und die herrliche Erhebung unserer Volkskraft nun wieder unser Eigen geworden und es bleiben werden fürderhin für alle Zeit!

A. S.

Wunde Stellen im französischen Heer.

Von M. v. Celsing.

I.

Wenn die Franzosen bis vor Kurzem in ihr Heer das höchste Vertrauen setzten und es als das beste und schlagfertigste der Welt hielten, so war ihre Annahme wenigstens in Jahrhunderten der Vergangenheit begründet. Diese Vergangenheit war, wenn auch harte und widerwärtige Schläge nicht ausgeschlossen blieben, für Land und Heer eine im

Allgemeinen ruhmreiche, denn durch Letzteres gelangte jenes zu der Machtstellung, die es zur Schädigung und Schmach der anderen europäischen Staaten, namentlich Deutschlands, so lange behauptete. Aus diesem Heere gingen so viele Feldherren und Führer hervor, welche die Mit- und Nachwelt bewunderte; sie verrichteten mit ihren Schaaren Thaten, die auch den Feind in Staunen setzten. Der höchste Ruhm dieses Frankenheeres culminirte mit dem ersten Napoleon, und wenn dieser auch jäh von seiner mühsam erklimmen Höhe herabgestürzt wurde und als Gefangener endete, so überlebten ihn doch seine und seines Heeres Thaten. Auch nach ihm, und zum Theil nach einer langen Friedenszeit, legte es Zeugniß von dem ab, was es zu leisten vermochte; es focht unter dem Neffen in zwei Welttheilen, unterwarf sich in dem einen ein mächtiges Gebiet und warf in überraschend kurzer Zeit die Armeen zweier großen europäischen Reiche zu Boden, von denen sich wenigstens die eine ihm als ebenbürtig an die Seite stellen konnte. Wohl wirkten dazu noch Verbündete mit, allein Frankreich hatte dabei doch die Hauptrolle übernommen. Wohl schlug die mexicanische Expedition total fehl, aber daran trug weniger die Armee die Schuld, als vielmehr die von vornherein begangenen politischen faux pas, sowie die Armeeführung überhaupt.

Wenn die Institutionen eines solchen Heerwesens anderen Staaten als Muster galten und von diesen Manches aus jenen adoptirt wurde, so liegt das in der Natur der Sache. Auch Deutschland resp. Preußen machte dabei keine Ausnahme. Wie sich in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit der Diplomatie vorzugsweise Frankreich zuwendete, so war das auch von Seiten der höheren Militärs der Fall. Wohl erkannten unbefangene Fachmänner, daß da nicht Alles Gold war, was äußerlich so blendend glänzte, daß im Innern des „schönen“ Frankreichs und auch in seinem Heere Vieles „faul“ war; aber von einer solchen Bersekung der staatlichen und militärischen Zustände, wie sie kurz nach dem Ausbruche des gegenwärtigen Krieges so offen und schonungslos bloßgelegt wurden, hatte man doch nicht die entfernteste Ahnung.

Stehen auch beide in innigster Wechselwirkung, so fassen wir hier doch die letzteren zunächst vorzugsweise ins Auge.

Die französische Armee blieb in dem mit Deutschland aufgenommenen Kampf in Betreff ihrer Führung, wie auch ihrer Organisation weit hinter dem zurück, was man von ihr erwartet hatte. Das ist zum Theil den allgemeinen Verhältnissen, zum Theil ihr selbst zuzuschreiben. Die große Revolution, die mit dem Jahre 1789 begann, hat in Frankreich bis auf diese Tage ihren Abschluß noch nicht gefunden, bald gehen da die Wogen des socialen Lebens höher, bald niedriger. Zum Sturm gepetscht, brandeten sie nicht selten an den vielen Klippen und rissen mit sich in die Tiefe, was eben eine neue Gestaltung gewinnen sollte. Das Heer war diesen Stürmen zunächst ausgesetzt,

denn es sollte der Fels sein, der den aufgeregten und vernichtenden Elementen widerstehen sollte; aber nun zuerst wurde es auch von diesen überfluthet. Keine größere bewaffnete Macht der Erde wechselte ihre Oberhäupter so oft und jäh, wie die französische, denn in einem Zeitraum von achtzig Jahren diente diese in fortlaufendem Regierungswechsel zweimal einem Kaiser, dreimal einem König und dreimal dem Präsidenten oder vielmehr den Repräsentanten einer Republik. Dabei waren die Gegensätze so schroff, daß von einem allmählichen Uebergang keine Rede sein konnte. Ein und derselbe Offizier oder Soldat ließ heute den König, morgen den Kaiser, nach wenigen Monaten wieder den König und nach wenigen Jahren die Republik leben. Von einer aufrichtigen und aufopfernden Hingebung für das Staatsoberhaupt, somit auch seine höchsten Führer, konnte hiernach kaum die Rede sein; im Gegentheil focht der Offizier heute gleichgültig gegen den, welchem er gestern noch gehorcht, für den er vielleicht geschwärmt hatte. Den Ruf, den der Deutsche in den Jahren der Drangsal und des erbittertsten Kampfes aus treuer und muthiger Brust erschallen ließ: „Mit Gott für König und Vaterland!“ kennt der Franzose in seiner hohen Bedeutung und seinem innigen Zusammenhange nicht. Dafür ist ihm aber eine seltene Liebe und Anhänglichkeit an sein Vaterland nicht abzusprechen.

Was noch in den äußeren Verhältnissen bedingt bleibt, ist das Naturell des französischen Soldaten und die dabei mitangeborene Beweglichkeit. Aus ihm wird nie der stramme, aufmerksame und dabei disciplinirte Krieger herauszuarbeiten sein, wie aus dem germanischen Element. Somit läßt sich der Franzose auch leichter zur Insubordination, ja zum Exceß hinreißen, wie der Deutsche. In seinen Reihen ist daher die Mannszucht schwer aufrecht zu erhalten, die Stellung der Vorgesetzten schwieriger.

Das sind im Allgemeinen die äußeren wesentlichen Einflüsse auf den französischen Soldaten und somit auch auf das Heer. Wenden wir uns nun den inneren Zuständen des französischen Heeres, und zwar zunächst der Formation oder der taktischen Gliederung desselben zu, so ist einleuchtend, daß diese nicht nur für Militärs, sondern für einen weiteren Leserkreis geschriebene Abhandlung nur auf allgemeinere Gesichtspunkte, nicht auf das Speciellere eingehen kann.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Kaiser Napoleon III. viel für das Heer gethan hat, namentlich wenn man erwägt, was dieses vor ihm, besonders unter seinem Vorgänger, dem „Bürgerkönig“ Louis Philippe war. Er machte, wie schon oben erwähnt, auch sofort die Nuhanwendung in den durch ihn angezettelten Kriegen. Er und Frankreich glaubten das Ihre in dieser Beziehung gethan zu haben, als man plötzlich nach dem preussisch-österreichischen Kriege von 1866 eines Andern belehrt wurde. Bei allem

Vorurtheil für Alles, was französisch war, konnte man doch nicht verkennen, daß man in Vielem gegen die preußische Kriegführung und Ausrüstung noch weit zurück war. Diese Wahrnehmung mußte um so schmerzlicher sein, als man schon längst dahin trachtete, auch mit diesem einen Gang zu machen. Die preußische Neuorganisation unter König Wilhelm I., die er sein eignes Werk nannte, hatte sich vortrefflich bewährt, und wollte der dritte Napoleon dem bereits ins Auge gefaßten Gegner nicht nachstehen, so mußte er ein Gleiches thun. Dazu gehörte nun zunächst zweierlei: ein organisatorisches Talent und Geld. Das erstere fand er in dem hochbefähigten Marschall Niel, seinem Generalstabschef, das zweite durch die gefügige Kammer. Nun ging es sofort an die Reorganisation des Heeres, bei der sich der Kaiser erst lebhaft selbst betheiligte. Für eine Specialwaffe, die Artillerie, hatte er sich als früherer Fachmann (als Artillerist im schweizer Volksheere) besonders interessiert und die Einführung der gezogenen Geschütze ist sein Werk. Dazu kommen noch die Kugelspritzen (Mitrailleur) als Geschütze für die Infanterie, und als Handfeuerwaffe für diese das Chassepotgewehr, ein Hinterlader, der dem preußischen erhebliche Concurrnz machen sollte. In der Formation, wie in der Taktik traten auch Aenderungen ein. Es erschien damit ein neues Wehrgesetz und ein Reglement, aber bei beiden erreichte man das nicht, was man angestrebt hatte. Im Lande wie im Heere stieß man auf abweichende Ansichten und Vorurtheile, die nur schwer oder gar nicht zu beseitigen waren. Man hing noch zu sehr am Hergebrachten, Traditionellen, das man von der früheren ruhmreichen Zeit unzertrennlich glaubte, um allen veralteten Kram über Bord zu werfen und das erprobte Neue pure zu adoptiren. Der Kaiser selbst wollte sich von vielem Kleinlichen und bereits Bekommenen nicht trennen, was unter seinem berühmten Ohm zur Geltung gekommen war. So waren denn dem Marschall Niel von zwei Seiten her gleich von vorn herein in Vielem die Hände gebunden. So konnte denn gleich von Haus aus die Neuorganisation des Heeres keine gründliche, somit auch keine gesunde und zeitgemäße, sondern nur ein Flickwerk werden.

Man übersah dabei Deutschland gegenüber den Grundpfeiler, auf dem der große Bau ruhen sollte: die allgemeine Wehrpflicht. Man setzte diese zwar in Frankreich auch aufs Papier, aber sie blieb todter Buchstabe. Denn die Stellvertretung oder das Kaufen eines Mannes durch den Wehrpflichtigen, ließ man nach wie vor bestehen. Dabei fanden auch noch Ausnahmen statt, die zum Theil an die Feudalzeit erinnerten. Statt die Stellvertretung zu vermindern, wurde sie vielmehr noch erweitert. Sie wurde selbst von den Offizieren, namentlich den höheren, auf das Zähfeste befürwortet. Diese Stellvertreter, die Troupiers, machten aus dem Stande ein Gewerbe und blieben, soweit es ihre Jahre gestatteten, bei der Truppe. Aus diesen ging

auch ein Theil der Offiziere, fast die Hälfte hervor, was ein weiterer Uebelstand, namentlich im Frieden, blieb, denn bei dem Mangel an Sachkenntnissen den Offizieren gegenüber, die in der Kriegsschule gebildet worden, brachten es nur Einzelne über den Capitain hinaus. Beide Klassen blieben fast stets isolirt. Dazu kam noch, daß auch unter den durch die Kriegsschule gebildeten Offizieren nur Wenige über das Niveau des gewöhnlichen Dienstes sich erhoben, d. h. sich durch Selbststudium fortbildeten. Die sich so reich und leicht bietenden sinnlichen Genüsse, namentlich in den größeren Garnisonsplätzen, sagten ihnen mehr zu. Geist und Körper freilich litten schmähslich darunter. Das erkannte auch Marschall Niel und er suchte diesem nach Möglichkeit abzuhelpen. Er traf die Einrichtung, daß die Stämme der Offiziere, in den verschiedenen Truppentheilen, zu gewisser Zeit zu wissenschaftlichen Vorträgen und Unterhaltungen sich zusammenfinden sollten, die man kurzweg die „Conférences“ nannte. Aber in der Armee fand das keinen Anklang, man spottete vielmehr darüber und die Generäle selbst zeigten dazu nicht die geringste Neigung.

Die Neuorganisation datirt vom Jahre 1868. Bis dahin konnte man nur über eine active Armee verfügen, die sowohl zu den Operationen im Felde, wie auch zur Sicherung des Landes und der Colonien, zur Besetzung der größeren Städte und fester Plätze verwendet wurde, und die Cadres zur Ausbildung der Ersatzmannschaften hergeben mußten. Dabei war die gewöhnliche Activstärke im Verhältniß der Größe Frankreichs zu anderen Staaten keine besonders hohe. Um diesem Mangel abzuhelpen, ging man in dem genannten Jahre an die Bildung einer Landwehr, die man in der mobilen Nationalgarde schuf, und welcher zunächst die Bestimmung wurde: die ins Feld ausgerückte Armee im Innern des Landes zu ersetzen, somit als Besatzung der Garnisonen und der Festungen zu dienen. So zerfiel denn die Landmacht Frankreichs in zwei Theile: die Linie mit der Reserve und die Mobilgarde.

Der Ausbildung der Reserve und der Mobilgarde wurde eine nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt, während die entsprechenden Truppenkörper in Deutschland die geschuldesten Truppen waren, da sie erst nach der vollen Dienstzeit in der Linie, in diese Klassen eintraten. Die französische Reserve der Linie war zum Theil noch ganz roh, zum Theil bestand sie aus nur halbausgebildeten Recruten, und die Mobilgarde war nichts Anderes, als unsere in den Jahren 1848 und 49 errichteten Bürgerwehren, die, namentlich in den größeren Städten, jener Mobilgarde in Vielem noch vorzuziehen waren.

Die Friedensstärke des französischen Heeres erreichte in den letzten beiden Jahren nicht einmal die Höhe von 400,000 Mann und für das letztere waren

statt der gewöhnlichen Sollstärke von 100,000 Mann, nur 90,000 eingezogen worden. Von den Stellvertretern, deren Zahl man zu circa 60,000 annahm, war ein großer Theil schon in so hohen Jahren oder so mitgenommen, daß er nicht mehr felddüchtig war. Da man nun dadurch, wie bei den vielfachen persönlichen Berücksichtigungen einen Abgang von circa 10 Proc. annehmen konnte, so stellte sich die Gesamtzahl der activen Armee im Frieden auf nur etwa 350,000 Mann heraus und da man weiter keine felddüchtigen Truppen zur Verfügung hatte, so war dies eigentlich auch die Kriegsstärke.

Der taktische Mechanismus und die darauf bezüglichen Reglements und Verordnungen bekundeten noch vieles Alte und Verzopfte. Diejenigen für die Infanterie und Cavalerie fundiren noch in der Zeit des Großen Friedrich. Im siebenjährigen Kriege, durch diesen etwas belehrt, bequeme man sich, die preußischen Institutionen als Vorbild zu nehmen, und der damalige Kriegsminister, General N. Germain, führte daraus Vieles in die französische Armee ein. Später entstand daraus das neue französische Reglement, das kurz vor der großen Revolution eingeführt wurde. Dazu kamen noch die Erfahrungen, welche die Franzosen im nordamerikanischen Befreiungskriege gemacht hatten. Selbst Napoleon I. änderte im Ganzen wenig daran, indem er nur eingehendere Bestimmungen über das Tirailiren und die Colonnenformationen hinzugab. Erst lange nach den Napoleon'schen Kriegen, im J. 1832, fügte Marschall Soult noch einige Abänderungen bei und so blieb es im Wesentlichen bis in die Neuzeit herein. Als der preußische General von Dillberg vom großen Generalstabe vor dem Ausbruche des italienischen Krieges (1859) im Geheimen nach Frankreich entsendet wurde, um die dortigen Armeezustände zu studiren und darüber zu berichten, sagt er in der später darüber veröffentlichten trefflichen Schrift: „Das Reglement der Infanterie ist etwas veraltet und gleicht einem Kochbuche voll detaillirter Recepte für jede einzelne Evolution. Es entbehrt des Prinzips der Beweglichkeit und paßt daher um so weniger für die Beweglichkeit der Franzosen“ *).

Größere felddienstliche Uebungen mit gemischten Waffengattungen waren von jeher in Frankreich nicht beliebt, und kam es dann und wann dazu, so waren es mehr größere Exercitien wie auf dem Dressurplatze, wobei man auch mehr die Form als den Geist im Auge hatte.

Auch die ganze taktische Gliederung hatte etwas Schwerfälliges und Complicirtes. So bestand z. B. der Stab eines Infanterieregiments aus: 1 Oberst, 1 Oberstlieutenant, 3 Bataillonschefs, 1 Major, 3 Capitains adjutant majors, 1 Capitain instructeur de tir (Schießinstructor), 1 Capitain trésorier (Zahlmeister), 1 Capitain d'habillement (für Ausrüstung und Beklei-

*) „Die französische Armee auf dem Exercitplatze und im Felde. Von einem alten Offizier.“ Berlin 1861.

ding), 1 Souslieutenant als dessen Adjutant, 1 desgleichen als Fahnenträger, 2 Oberärzten, einem Hilfsarzt und einem Musikdirector. Mithin war das ein Regimentsoberstab von nicht weniger als 18 Offizieren. — Bei den anderen Waffengattungen fand ein ähnliches Verhältniß statt.

Die Gliederung im Heerverband war ebenfalls eine ganz eigenthümliche, von der deutschen sehr abweichende, indem eine feste für Krieg und Frieden gleichbleibende nur in der Garde zu finden war, die in Divisionen und Brigaden getheilt war. Im Uebrigen zerfiel das französische Heer in 25 Militärdivisionen (wovon 22 im Lande), die wieder in 90 Subdivisionen oder Brigadebezirke getheilt waren, welche den Departements entsprachen. Die anderen fielen auf Algerien und Corsika. Aber bei dem häufigen Wechsel der Garnisonen hatte auch diese Gliederung eigentlich nicht den im Auge gehalten Zweck, sondern reducirte sich im Wesentlichen mehr auf eine Vermittelung im Verpflegungswesen, da die in einem Militärdistrict liegenden Truppen nicht immer aus dieser recrutirt waren. Die Soldaten eines und desselben Regiments gehörten somit oftmals mehreren Bezirken an und mußte dieses solche rasch einziehen, namentlich bei einer Mobilmachung, so erhielt es die eben Beurlaubten nicht immer wieder, sondern statt deren die Urtauber, die sich eben zur Zeit in seinem Standquartier befanden. Diesem übeln System weiter entsprechend, wurden auch Brigaden, Divisionen und Corps erst formirt, wenn es zum Ausmarsch kam und so mußte vorher keiner der Commandeure, was er eigentlich erhielt. Als zuletzt mobil gemacht wurde, durchzogen die einberufenen Reserven das Land nach allen Richtungen, um ihre Depots zu erreichen, wo sie ausgerüstet wurden, um von da vielleicht zu dem Punkte wieder zurückzukehren, von dem sie ausgegangen waren, denn ihr Regiment stand vielleicht ebenda. Das verursachte unnöthige Zeitverschümniß, unnöthige Kosten, mußte die Einberufenen in ihrem Eifer abkühlen, wohl gar verdrossen machen.

Hören wir darüber noch einen französischen Fachmann, der seine Ansichten über das Heerwesen seines Landes öffentlich aussprach, als seine kriegerischen Landsleute bereits ihre ersten derben Lectionen erhalten hatten. Er sagt da unter Anderem: „Der militärische Geist verlor sich. Die Armee, auf Cadres reducirt, die augenscheinlich in Verfall war, machte nur noch Uebungen, die wenig Bezug auf den großen Krieg hatten. Im Uebrigen nichts Festes, nichts Sicheres, weder in den Reglements, noch in den Uniformen. — In Afrika hatten wir Truppen, die an das Lagerleben und Anstrengungen gewöhnt, aber eingebildet und wenig disciplinirt waren; ihnen fehlte der Halt und die Ruhe für einen europäischen Krieg und sie bestrebten sich, nach Art der Kabylen zu kämpfen. Alles in Allem, eine Armee von Stellvertretern und Proletariern, hervorgegangen aus den untersten Schichten des Volkes, im

Allgemeinen von Grund aus unwissend, wenig geübt, commandirt von unfähigen Führern.“

So das Urtheil eines Franzosen*). Andere seiner Landsleute greifen die Führer, namentlich die höheren, noch stärker an und am meisten sind die Pfeile gegen Marshall Bazaine gerichtet, dessen Antecedentien, namentlich von Mexico her, allerdings manche Schwäche boten. Sein damaliges Benehmen, zumal gegen seinen Kriegsherrn, wie auch den unglücklichen Kaiser Maximilian, ist bereits in mehreren Schriften schonungslos dargelegt worden**). Die Befähigung vieler höherer Officiere wurde im Publicum wie im Heere stark in Zweifel gezogen und man sagte ungescheut, daß sie ihre Stellung mehr der Gunst von Oben, als ihrem Verdienst zu danken hätten.

Das Band der Kameradschaft, das einem gesunden Heerkörper einen so gewaltigen Halt gibt, war bereits sehr gelockert. Zwischen den Offizieren und den Soldaten bestand eine tiefe Kluft, nicht minder unter den ersteren selbst, da die aus der Kriegsschule hervorgegangenen sich streng von den aus den Unterofficieren hervorgegangenen sonderten. Auch in den Graden war eine Abstufung auffällig, die sich selbst auf den geselligen Verkehr erstreckte. Bei dieser gegenseitigen Stellung konnte der Untergebene dem Vorgesetzten gegenüber nicht immer die Achtung und Ergebenheit bekunden, die man unverkennbar beim deutschen Soldaten findet. Während dieser seinem Officier volles Vertrauen schenkt, weil im Gefecht nicht nur der Erfolg und der gute Name der Truppe, sondern auch seine eigene Erhaltung wesentlich davon abhängt, wenn er ihn daher sich zu erhalten sucht, für ihn in der Gefahr sich aufopferungsfähig hingibt, findet man diesen schönen und den Krieger ehrenden Zug beim Franzosen seltener. Der ist froh, wenn er seinen vermeintlichen Quälgeist durch eine feindliche Kugel je eher je lieber los wird. Ein Anderer, namentlich der Unteroffizier und Stellvertreter, freut sich, wenn soviel wie möglich seiner Officiere weggeputzt werden, denn desto freier wird dadurch sein Weg zum Avancement. Dieses ist sein einziges Ziel und Trachten, denn jeder französische Soldat trägt ja den Marschallstab im Tornister. — Dieser verlangt geradezu, daß im Gefecht die Officiere ihm vorangehen, also aus den ihnen sonst in der Truppe angewiesenen Plätzen heraustreten, und thun sie es nicht, wie er will, so ruft er ihnen ungescheut und laut zu: „En-avant les épaulettes! —

So ungefähr waren die Grundelemente des Heeres des zweiten Kaiserreichs, in Bezug auf Formation und Geist, als es in den entscheidenden

*) Dem in Lyon erscheinenden „Salut public“ entnommen, erschien dieser Aufsatz zunächst im „Journal de Geneve.“

***) Authentische Enthüllungen über die letzten Ereignisse in Mexico. Von Wilh. von Montloug. Stuttgart 1868. — Geschichte des österreichischen Freicorps in Mexico. Von Julius Uliczny. Wien 1868.

Kampf geführt werden sollte. Bei der allgemeinen Corruption, die vom cäsarischen Regime ausging, mußte unvermeidlich auch das Heer zunächst mit betroffen werden. Aber diese inneren Schäden, die bisher möglichst sorgsam dem Auslande gegenüber vertuscht wurden, führten nicht allein zum plötzlichen Sturz aus schwindelnder Höhe, — ein viel gefährlicherer Feind für Volk und Heer war der Größenwahn, die Selbstüberhebung und die verächtliche Geringschätzung des Gegners. In dieser argen Verblendung übersah man alle Mängel und Uebel, nicht nur in den niederen Sphären, sondern auch in den höheren. So bewährte sich auch in Frankreich das alte deutsche Sprichwort: „Stolz und Hochmuth kommt vor'm Fall!“

Noch mehr Mängeln begegnen wir in der Administration. Die Verderbniß derselben war keine neue, überraschende, man fühlte sie längst im Lande auch. In der Sitzung des gesetzgebenden Körpers, am 17. Juli 1870, rief der Deputirte Ordinaire von der Tribüne herab dem Hause zu: „Die in der Krim und Italien gemachten Erfahrungen haben bewiesen, daß der größte Feind unserer Soldaten nicht die Kugeln unserer Gegner, sondern die Fehler der Verwaltung sind, deren Reform bis jetzt nicht hat erreicht werden können.“

Mit diesen wenigen Worten ist der Nagel auf den Kopf getroffen. —

Die Verwaltung war total veraltet, und in ihrer Organisation so complicirt, daß eine wirkliche Controle zur Unmöglichkeit wurde. Das erkannte auch der praktische und hellblickende Marschall Niel, er hatte dabei den besten Willen, den Augiasstall zu räumen, aber ehe er mit dieser Herkulesarbeit zu Ende kam, ereilte ihn der Tod. Da gerieth abermals Alles ins Stocken, denn der leitende Gedanke war mit ihm zu Grabe gegangen.

Das Beamtenpersonal der Intendantur recrutirte sich fast nur aus der Armee und war so zahlreich, daß es ein kleines Heer im Heere war. Man fand da alle militärischen Grade vertreten, vom General an bis herab zum Corporal, selbst zum gemeinen Soldaten. Von diesen letzteren wurden diejenigen mit verwendet, die sechs Monate gedient und Beweise ihrer Brauchbarkeit gegeben hatten, die aber, wie man bald ersehen wird, sehr zweideutiger Art war. Das Civil war in der Intendantur nur sehr schwach und in den untergeordneten Graden vertreten.

Die Aufstellung dieser vielrädriigen und schwerfälligen Maschine datirt in Folge eines Erlasses des Marschalls Gouvion de St. Cyr vom Jahre 1817. Der Intendantur war dabei nicht wenig auf die Schultern geladen worden, denn sie war angewiesen, die Rechnungen der Führer der Truppenabtheilungen zu prüfen, Zahlungsmandate zu verfügen, die Dienstzweige für Verpflegung, Bewaffnung, Bekleidung, Fourage und Heizung zu regeln, die

Transporte von Lebensmitteln und Munition zu sichern, für Lagerung der Truppen zu sorgen, die Lazarette herzurichten und im Felde die Gerichtsbarkeit auszuüben. Die Erhaltung der Armee war somit ganz in die Hand der Intendantur gegeben, ihr Wohl und Wehe hing daher zunächst von dieser, namentlich im Felde, ab. Dazu mußten der Intendantur natürlich große Summen zur Verfügung stehen, wobei sie, um solche stets erheben zu können, mit einem ganz absoluten Monopol, sowie mit einem unumschränkten Credit versehen war. *)

Hatte ein solch complicirter Mechanismus im Bunde mit der Starrsten Bureaokratie schon manches Bedenkliche bei einer ehrlichen Verwaltung mit gutem Willen, so wurde sie geradezu eine für Staat und Heer gefährliche, wenn das in das Gegentheil umschlug. Die vielen Millionen gingen durch gar viele Hände und — dabei wusch eine die andere. — Das war längst im Publicum öffentliches Geheimniß, und die Corruption unter dem zweiten Kaiserreich that vollends das Ihre, auch in diese Branche eine furchtbare Verwirrung zu bringen. Die höheren Chefs waren meist verbrauchte und unfähige Generale, denen man hier eine Sinecure gab; die schon durch ihre Vorgänger und ihr Unterpersonal daran gewöhnt waren, Verfügungen und Quittungen zu unterzeichnen, ohne sie gelesen zu haben. Was vom Obersten befohlen war, wurde, ohne weiter darüber zu denken und zu prüfen, sofort ausgeführt, da man nur nach dieser Seite hin eine Verantwortlichkeit kannte, dem Lande gegenüber aber keine zu haben wähnte. Man arbeitete mit Ziffern und blendete mit diesen; die Stats standen wohl auf dem Papier, aber man prüfte sie nicht. Der Ziffergeist überwucherte das Gewebe und die Seitencanäle, in welche die Summen flossen, die zu ganz anderen Zwecken bestimmt waren. Hatte es der Marschall Niel nicht vermocht, sich diesen Umgarnungen zu entziehen, so fiel das seinen Nachfolgern noch schwerer.

Als der letzte Krieg vorbereitet wurde, war an Niel's Stelle der Marschall Leboeuf getreten, der wohl als ein tüchtiger Artillerist, weniger aber als Generalstabschef und vollends als Organisator und Administrator einen Namen hatte. Die Verwaltung blieb auch bei ihm mehr Nebensache, und so ging in dieser auch unter ihm Alles im alten Schlendrian fort. Auch er begnügte sich damit, Alles, was man ihm auf dem Papier vorwies, für wahr und richtig zu halten und in diesem guten Glauben und im Vertrauen auf seine Untergebenen, unterschrieb auch er, was man ihm vorlegte. So kam es, daß, als er im gesetzgebenden Körper nach der Kriegserklärung so heftig und wiederholt darüber interpellirt wurde: ob auch die Armee in der Verfassung sei, den Kampf mit Erfolg aufnehmen zu

*) „Journal de l'Est“.
Grenzboten I. 1871.

können, ob sie hierzu mit allem Material hinreichend versehen wäre? er dieses nicht nur auf das Kräftigste bejahte, sondern auch mit seinem Ehrenworte betheuerte. —

Die öffentliche Meinung trat, namentlich in der Presse, mit harten Anklagen und Beschuldigungen gegen die Heerverwaltungen hervor, man beschuldigte sie geradezu des Betrugs und des Unterschleifs, als eine Goldgrube für Alle, welche ungestraft hineingreifen konnten. Unter den Händen, die hierzu das Privilegium gehabt, werden auch die hohen und höchsten Persönlichkeiten genannt. In wie weit das begründet ist, kann hier nicht weiter remittelt werden. Die nächste Zukunft wird auch diesen Schleier heben.

(Schluß folgt.)

Die Gardinen-Predigten der Frau Doctor Bratenrieher.

Dritte und letzte Predigt.

Handelt von der Frauen-Emancipation, von der Farbenlehre und von der Metamorphose aus „Herr“ in „Kerl“.

Nein, Bratenrieher, das ist doch zu arg. Ich liege jetzt schon 3 $\frac{1}{2}$ Stunden wach zu Bette und höre jedes Viertel schlagen. Und nun kommt Du um halb Drei und verbreitest Odeurs um Dich, die wahrlich mehr nach der Kneipe, als nach Braten riechen. Ich habe mich derweil halb zu Tode geängstigt. Denn es soll ja jetzt so unsicher sein auf den Straßen von Berlin, namentlich nach Mitternacht. Wo bist Du um Gotteswillen so lange geblieben?

Also im Bezirks-Verein? „Es war gar zu herzerhebend da“, sagst Du? Ja, das wäre ja Alles gut, wenn ich mit dabei sein könnte. Es heißt ja doch einmal: Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag. Wenn aber die zwei Herzen einen Schlag haben und sich mit einander erheben sollen, dann dürfen sie doch nicht immer räumlich von einander getrennt sein. Doch ich hoffe, das soll nicht mehr lange so dauern. Meine Freundin Fanny ist bereit, einen körperlichen Eid darauf zu leisten, daß wir am Vorabend der vollständigen Frauen-Emancipation stehen, und daß es keine drei Jahre mehr dauern kann, bis daß auch wir mit wählen und mit im deutschen Reichstag sitzen. Oh, es muß wirklich herzerhebend, es muß himmlisch, — es muß geradezu reizend sein!

Doch ich darf bei diesem entzückenden Gedanken nicht länger verweilen.